

Hannelore Futschek

Zufall

Fügung des Schicksals

© 2018 Hannelore Futschek

1. Auflage

Autor: Hannelore Futschek

Umschlaggestaltung, Illustration: Hannelore Futschek

Lektorat, Korrektorat: Tanja Weiss

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des
Autors: Buchschmiede von Dataform Media
GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

978-3-99070-033-4 (Paperback)

978-3-99070-034-1 (Hardcover)

978-3-99070-035-8 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheber-rechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Andre Länder – andre Sitten.....	7
Ein Stern aus Peru.....	15
Gicht und Galle	23
Aufbruch in ein neues Leben	33
Alle lieben Gasperlmaier	45
Über Generationen hinweg	51
Indische Sitten.....	61
Die Boisenbergs	71
Viktorias Bestseller.....	79
Weinviertel versus Salzkammergut	83
Lügen haben kurze Beine.....	93

Andre Länder – andre Sitten

Kennen Sie das? Es gibt Situationen im Leben, wo man am liebsten in das nächste Mausloch kriechen will und beim besten Willen keines findet. Dinge passieren, die einem unangenehm sind, aber bald wieder in Vergessenheit geraten und dann gibt es Vorfälle, die einem lange danach noch im Hirn herumspuken.

So geschehen bei der Verabschiedung einer Bürokollegin.

Als ich in einer bekannten, amerikanischen Firma zu arbeiten begann, wies man mir einen Schreibtisch in einem kleinen „Großraumbüro“ zu. Vier Schreibtische füllten den schmalen Raum, vier Menschen teilten sich die Luft und das Arbeitsklima, meist auch das Mittagessen und letztlich auch private Sorgen. Ich wurde herzlich aufgenommen und wir funktionierten bald als gutes Team. Wir waren beinahe „international“ besetzt. Der einzige Mann im Team war Grieche, eine der Frauen stammte aus Holland, meine Tischnachbarin kam aus Stockerau und ich stammte aus Wien. Miteinander waren wir kaum mehr als 120 Jahre alt. Zu viert hatten wir die Anforderungen der Fakturierung zu bewältigen, was nicht immer ohne Probleme ablief. Hin und wieder streikte die EDV, dann erhielten wir Fehlerprotokolle in rauen Mengen und der Ruf nach dem Leiter der EDV-Abteilung wurde laut.

Wenn er unser winziges Büro betrat, wäre es besser gewesen, einer von uns hätte den Raum verlassen, weil es eng wurde mit Platz und Atemluft. Noch dazu kam er meist nicht alleine, sondern hatte einen jungen Nigerianer im „Schlepptau“, der- „Nomen est Omen“- alle Papierausdrücke anschleppen musste und mittels derer uns der EDV-Leiter erklärte, was bei unserer Arbeit schiefgelaufen war.

Also waren wir zu sechst im Zimmer und durften uns nicht mehr bewegen, wenn wir den Schilderungen unseres EDV-Leiters Gehör schenken mussten und keinen überdimensionalen Schweißausbruch riskieren wollten.

Nachdem ich dieses „Schauspiel“ zum ersten Mal miterleben durfte, war ich um ein gutes Stück gescheiter. Nein, nicht was die Fehler in unserer Fakturierung betrafen, sondern die Sache mit Joshua, dem Nigerianer. Er war mit Ria, der holländischen Kollegin verheiratet und arbeitete in dem Unternehmen als Aktenträger, Listenschlepper, Ablagespezialist und was eben sonst noch anfiel und wo man nicht unbedingt der deutschen Sprache mächtig sein musste.

Einstweilen wusste ich, dass Ria und Joshua sich in Holländischer Sprache verständigten und wenn wir mit Joshua kommunizierten, sprachen wir Englisch. Ria beherrschte zudem aber die deutsche Sprache einwandfrei.

Nach ein paar Tagen hatte ich mich mit dem Leiter der EDV angefreundet. Wir verstanden uns auf Anhieb sehr gut und tun es noch heute, denn mittlerweile sind wir 41 Jahre verheiratet.

So verliefen Tage und Monate mal ruhig, mal stresig und es passierte nichts Besonderes. Manchmal gingen wir zu viert mit Ria und Joshua zum Heurigen oder trafen einander in ihrer Mietwohnung außerhalb der Stadt.

Joshua war natürlich nicht hauptberuflich Aktenträger, sondern studierte an der Akademie der bildenden Künste Bildhauerei bei Professor Wander Bertoni. Sein Ziel war es, nach Ende des Studiums wieder nach Nigeria zurück zu gehen und Ria sollte mit ihm kommen. Allerdings fehlte es am dementsprechenden Job für ihn. Dass Ria dort anfangs nicht arbeiten würde können, war ihr klar. Derzeit erhielt sie ihn mit ihrem Gehalt, damit er sein Studium beenden konnte, aber dann sollte er für sie sorgen können.

Nach gut einem Jahr hatte das lange Warten ein Ende, weil man Joshua anbot, in Lagos, der damaligen Hauptstadt der Bundesrepublik Nigeria, im nigerianischen Nationalmuseum die Leitung der Kunstabteilung zu übernehmen.

Nach der Vertragsunterzeichnung, zu der Joshua einige Tage in seine Heimat geflogen war, ging alles sehr schnell.

Nachdem auch Ria noch einmal ihre Eltern und Geschwister in Holland besucht hatte, begann das große Kofferpacken, obwohl wir uns noch immer nicht sicher waren, ob Ria tatsächlich dieses Wagnis auf sich nehmen würde.

Wir halfen, wo wir konnten, indem wir Joshuas Kunstwerke ordnungsgemäß verpackten, denn auch die mussten natürlich mit in die neue Heimat.

Und da war er auch schon da. Der letzte Abend, das letzte gemeinsame Essen und der endgültige Abschied. Ein Abschied für immer, denn wir haben nur ein einziges Mal einen Brief von Ria erhalten, der aber über 14 Monate zu uns unterwegs war, danach haben wir nichts mehr gehört.

Dieser Abend sollte aber etwas Besonderes werden, denn die in Wien lebende nigerianische Community zeigte sich verantwortlich für die Küche. Es sollten ausschließlich nigerianische Speisen serviert werden für Joshuas und Rias Freunde. Unter anderem erwartete man auch den nigerianischen Botschafter.

Da Ria leider nicht viele Freunde hatte, kamen außer uns nur noch zwei weitere Personen, sodass wir mit der Gastgeberin gemeinsam lediglich fünf hellhäutige Menschen waren. Uns selber fiel das gar nicht mehr sonderlich auf, wir fühlten uns sehr wohl in der bunten Truppe. Die Köchinnen trugen die tollsten Kleider in wunderschönen Farben und

den dazu passenden Kopfschmuck, lächelten immer freundlich und nickten uns fröhlich zu. Verständigen konnten wir uns kaum, denn die wenigen von ihnen sprachen Englisch. Aus dem Kassettenrecorder klang afrikanische Musik, der Duft von Räucherstäbchen durchströmte die Räume. Insgesamt war die Stimmung seltsam und eher schwermüsig.

Ria und Joshua hatten in ihrem Wohnzimmer zwei Tische hergerichtet, auf denen die Köchinnen auf großen Silberplatten die einzelnen Speisen drapierten. Es hätte nicht viel genützt, hätte man uns die Namen der Speisen genannt, wir hätten ohnedies nichts verstanden, geschweige denn, dass wir die Zutaten erkannt hätten. Auf einem großen Teller türmte eine Nigerianerin namens Femi so etwas wie Grießbrei auf. Sie gab sich die größte Mühe, eine richtige Halbkugel mit den Händen zu formen und tatsächlich hielt dieses „Bauwerk“ ihrer Bearbeitung stand. Auf einer weiteren Platte befand sich ein Eintopf etwa wie ungarisches Gulasch – war’s natürlich nicht – war offensichtlich die nigerianische Variante. Auf einer dritten lag gedünstetes Gemüse, das ich nur zum Teil erkannte und auf einer vierten jede Menge Süßkartoffeln und Yam (ein einheimisches Knollengemüse). Auch Suya gab es, die ich aber schon aus Erzählungen von Josua kannte. Dabei handelte es sich um kleine Grillspieße.

Als die beiden Tische so voll beladen waren, dass keine Senftube mehr Platz gehabt hätte, brachte ein Freund von Josua uns als Aperitif Palmwein.

Und dann sollte das „große Fressen“ beginnen. Femi bat uns rund um die Tische, wie gesagt, wir - fünf hellhäutige Personen - und ungefähr 30 Nigerianer und Nigerianerinnen. Aber die hielten sich dezent im Hintergrund, denn man wollte uns als Ehrengäste zuerst bewirten.

Da standen wir also und überlegten, lediglich Ria schmunzelte, denn sie wusste anscheinend, was nun auf uns zukommen würde. Femi hatte wohl unsere fragenden Blicke erkannt und nahm lächelnd einen Teller vom Stapel. Sie schnitt ein Stück vom „Grießbrei“ ab, schöpfte aus dem Eintopf und legte einen Grillspieß dazu. Dann drehte sie zwischen ihren Fingern ein Stück Grießbrei zu einem Kügelchen, tauchte es in den Eintopf und steckte es in den Mund. Ria tat es ihr gleich und erklärte, dass es Sitte sei, mit den Fingern zu essen. Damit hatte sie meine hygienische Ader aber ordentlich getroffen. Schließlich hatte ich am Beginn des Abends ja jedem Mann und jeder Frau eindrucksvoll die Hände geschüttelt und jetzt konnte ich mich nicht wirklich aus der Affäre ziehen, indem ich zum Bad wollte, weil Femi mir gerade einen leeren Teller in die Hand drückte.

„Na gut, soll so sein!“, dachte ich und tat es ihr gleich. Eine Schnitte Grießbrei, einen Schöpfer Eintopf, einmal Suya und eine kleine Süßkartoffel und

jede Menge Papierservietten. Mein Mann folgte dem Ritual und auch das zweite Paar versuchte sich emsig im Kugelformen. Dann griffen die Einheimischen zu und ich staunte wie flink die waren, während ich mich mühsam mit der Speiseaufnahme beschäftigte.

Und dann, als ich gerade alle zehn Finger schmutzig hatte, kam der Botschafter. Ein überaus attraktiver Schwarzer in einem strahlend weißen Anzug. Noch schöner als Denzel Washington! Seine weißen Zähne blitzten und seine schwarzen Augen leuchteten gefährlich.

Joshua begrüßte ihn, indem er ihm kurz um den Hals fiel. Der Botschafter klopfte dabei freundlich auf Joshuas Rücken. Und weil der Herr Botschafter natürlich besonders auf Etikette achtete, löste er sich von seinem bildhauerndem Freund und kam, um uns zu begrüßen und die Hand zu reichen.

Äh! Panik! Was nun? Sollte ich meine Finger rasch ablecken, oder wie? Ich stellte meinen Teller krachend auf einen kleinen Beistelltisch und begann hysterisch meine Finger in mehreren Papierservietten zu säubern, während der Botschafter grinsend vor mir stand und wartete. Geschafft! Nach einem kurzen Kontrollblick meinerseits nickte ich und er hielt mir seine große Hand entgegen. Das war mir schon sehr unangenehm – und wie eingangs erwähnt: kein Mausloch zu sehen!

ABER: Und das ist das allerpeinlichste Erlebnis, das ich je hatte! Der Botschafter nahm Platz und Femi brachte ihm einen mit diversen Speisen gefüllten Teller und ein Besteck! Der „Denzel Washington-Verschnitt“ begann daraufhin tatsächlich mit Messer und Gabel zu essen und amüsierte sich offensichtlich noch immer über uns. Was bitte, dachte der von uns? Österreich - mitten im fortschrittlichen Europa - das letzte Land, das in der Steinzeit geblieben ist?

Ein Stern aus Peru

Während er versuchte seinen Geländewagen in den Fließverkehr einzureihen, erkundigte sich Paul: „Du bist so still, fühlst Du Dich nicht wohl?“. „Nein, nein, alles klar, ein bissel nervös vielleicht, aber alles ok, meine Gedanken drehen sich noch im Kreis!“. Paul legte seiner Helga beruhigend die rechte Hand auf ihren Schoß. „Wir haben in der letzten Zeit so viel erlebt, da werden wir doch auch heute Erfolg haben, wirst sehen!“. Mit einem leichten Lächeln auf den Lippen driftete Helga wieder ab in Erinnerungen.

Als der älteste Sohn Martin ankündigt hatte, seinen 40. Geburtstag im Kreise der Familie feiern zu wollen, waren sie und Paul hocherfreut. Immerhin kam die Nachricht aus Südamerika, wo Martin in einem Krankenhaus in einer Kleinstadt, 200 km von Lima entfernt, ein Praktikum machte. Martin, dem gelernten Krankenpfleger war seine Ausbildung zu wenig und deswegen studierte er zusätzlich Spanisch. Als er auch hier sein Diplom in der Tasche hatte, war es naheliegend, dass er seine Kenntnisse im Ausland verfeinern wollte. So hatte er sich daher für eine Stelle in einem Krankenhaus in Barranca beworben, wo er auch prompt genommen wurde.

Helga und Paul vermissten ihn natürlich sehr, verstanden aber auch, dass er als Single seine Unabhängigkeit genießen konnte und wollte. Josef, der

um ein Jahr jünger war als Martin, hatte die Eltern entschädigt, indem er jung geheiratet und Helga und Paul zu zweifachen Großeltern gemacht hatte. Josef war der Bodenständige der drei Kinder, denn auch die kleine Schwester von ihm und Martin war nur höchst selten zu Hause anzutreffen. Sie hatte Meeresbiologie studiert und weil es in Wien eben kein Meer gibt, fand sie auch keine Arbeitsstelle hier, sondern wanderte nach Norddeutschland aus.

„Wie viel Zeit haben wir noch bis zur Landung der Maschine?“, erkundigte sich Paul. Helga, aus ihren Gedanken gerissen, sah erschrocken auf ihre Armbanduhr. „Noch über eine Stunde!“. Paul nickte zufrieden. „Der Verkehr ist heute nämlich wieder besonders stark“, erklärte er knapp.

Helga musste an Martins 40. Geburtstag denken. Erst hatte sie ein nettes Lokal gesucht, dann Josef und seine Familie verständigt und Kontakt mit Tochter Anna aufgenommen. Auch Pauls Eltern und ihre Mutter versprachen zu der Feier nach Wien zu kommen.

Auch damals standen sie am Flughafen und warteten in der Ankunftshalle. Und da trat er auch schon durch die Glastüren, braun gebrannt, mit längerem Haar als sonst und einem Lächeln im Gesicht, als er die Eltern entdeckte. Er hob die Hand zum Gruß um sie gleich darauf einer jungen Frau zu reichen. Ehe er die Eltern umarmte, schob er die junge Frau vor: „Mutti, Papa, das ist Magali, sie ist zu Besuch mitgekommen.“

„Kannst Du Dich noch erinnern, als Martin uns Magali damals in der Ankunftshalle vorgestellt hat?“, fragte Helga plötzlich. Paul schmunzelte: „Ja natürlich, wie könnte ich das je vergessen! Und die Feier?“. Helga schüttelte den Kopf: „Wir haben ja wirklich schon Einiges erlebt, aber diese Feier war wohl ein besonderes Highlight! Und ich hatte anfangs ein wahrhaft mulmiges Gefühl“. Paul erwiderte: „Nicht nur Du, ich auch und sicher auch die Kinder, vor allem Martin und Magali“.

Während Paul sich in die Abbiegespur einfädelte, die zum Flughafen führte, kehrte Helga gedanklich noch einmal zu dieser Geburtstagsfeier zurück. Die gesamte Familie war gekommen, alle freuten sich, endlich Martin, den Heimkehrer, wieder zu sehen und der nahm, als alle Platz genommen hatten, ein Weinglas zur Hand, stand auf und verkündete freudestrahlend: „Liebe Familie, liebe Eltern, das ist wie gesagt, Magali, wir werden in vier Wochen hier in Wien heiraten und ein Baby bekommen wir auch! Und danke, dass Ihr heute alle mit uns meinen Geburtstag feiert. Bitte kommt auch alle wieder, wenn wir uns das JA-Wort geben“, nahm einen Schluck und setzte sich rasch wieder mit hochrotem Kopf nieder. Ups - das war eine geballte Ladung von Neuigkeiten. Das musste erst verdaut werden. Nach Minuten der Lähmung kam aber große Freude auf, denn eigentlich hatten Helga und Paul gar nicht mehr damit gerechnet, dass Martin je eine Familie gründen würde. Magali, die Peruanerin,

wurde in der Familie gut aufgenommen obwohl es anfangs erhebliche Sprachschwierigkeiten gab. Außer Martin konnte ja niemand Spanisch sprechen zu diesem Zeitpunkt.

Und heute? Davide war bereits zwei Jahre alt und erwartete in wenigen Stunden eine kleine Schwester. Und weil es die junge Dame anscheinend besonders eilig hatte, das Licht der Welt zu erblicken, konnte Martin Magalis Mutter nicht vom Flughafen abholen, sondern musste seine hochschwangere Frau ins Krankenhaus bringen.

„Bitte könnt Ihr Olinde, Magalis Mutter, vom Flieger abholen? Ich muss Magali ins Krankenhaus bringen, es dürfte bald soweit sein! Wir bleiben in Verbindung, ja?“, flehte Martin aufgeregt. „Aber, wie erkennen wir sie?“, fragte Paul besorgt. „Na sie sieht aus wie Magali, nur einige Jahre älter!“. Und schon hatte Martin das Gespräch beendet.

„Sehr witzig! Sieht aus wie Magali, nur einige Jahre älter“, wiederholte Paul verwirrt und dann fuhren sie eilig los. Zuvor hatte Helga noch ein großes Plakat geschrieben mit dem Namen: Olinde Hererra.

Paul lenkte seinen Wagen in eines der Parkhäuser des Flughafens Schwechat. Kaum hatte er den Motor abgestellt, sprang Helga aus dem Auto, lief zum Kofferraum und entnahm diesem ihr Plakat. Eiligen Schrittes begaben sich die Beiden dann in die Ankunftshalle.

Wie immer standen viele Wartende hier. Helga warf einen Blick auf die Ankunftstafel. „Tja und woher kommt Olinde?“ fragte sie. „Na aus Lima“, erklärte Paul. „Da steht aber bei keiner Maschine der Abflugort Lima! Ich denke, da muss man irgendwo umsteigen, um nach Wien zu kommen“. Paul nickte und griff zum Handy. „Ich rufe rasch Martin an“, erklärte er souverän. Der werdende Vater hatte allerdings sein Handy ausgeschaltet. Paul sah sich suchend um, bis seine Augen eine Informationsstelle erblickten. „Warte hier, ich frag mal dort“. Indem er in Richtung Infopoint zeigte, war er auch schon am Weg dorthin.

Die Landung einer Maschine aus Madrid wurde angekündigt, und weil Helga nicht sicher war, hob sie ihr Plakat in die Höhe und versuchte Sichtkontakt zu den Personen zu ergattern, die durch die Glastüren des Zollabschnittes heraus in die Wartehalle traten. Sie konnte allerdings niemanden erkennen, den sie irgendwie mit ihrer Schwiegertochter hätte vergleichen können. Die nächste Maschine war gelandet. Sie kam aus Paris. Auch diesmal führte Helga ihren Plakattanz auf, allerdings wieder ohne Erfolg.

Endlich drängte sich Paul durch die Menschenmassen zu Helga. „Es gibt nur eine Möglichkeit, die Maschine aus Lima fliegt normalerweise nur Amsterdam an und von da aus muss man nach Wien weiter fliegen“. Helga begann auf der Ankunftstafel zu suchen. „Brauchst nicht schauen, die Maschine ist angeblich schon vor 20 Minuten gelandet“, meldete

Paul. „Oh, und was jetzt? Lassen wir sie ausrufen?“. Helga überlegte kurz: „Naja versuchen können wir es ja!“. Helga klappte ihr Plakat zusammen und folgte ihrem Mann zurück zum Informationsstand. Während Paul den Namen von Martins Schwiegermutter buchstabierte und erklärte, dass es sich bei Madam Hererra um den ersten Flug ihres Lebens handelte, legte Helga ihr Plakat auf den Boden. So gleich erklang die freundliche Stimme der Flughafenangestellten mit der Bitte, Olinde Hererra möge sich am Infopoint einfinden. Sie wiederholte den Aufruf in Englisch. „Können sie es bitte in Spanisch versuchen?“, bat Paul, der wusste, dass die Frau nur dieser einen Sprache mächtig war. Während die Flughafenangestellte den Kopf schüttelte, griff Helga zum Mikrophon und schrie: „¿dónde está Olinde Hererra?“. Helga hatte nämlich nachdem Martin seine Magali geheiratet hatte, einige Volks hochschulkurse in Spanisch absolviert, weil sie sich ja mit ihrer Schwiegertochter und Davide, dem Enkelsohn, unterhalten wollte.

Paul schaute sich in der Runde um und Helga zog ein Foto aus ihrer Handtasche, das Magali und Davide zeigte. Wie sollten sie unter tausenden Personen die einzig Richtige finden? Pauls Blick fiel auf die Ankunftstafel. „Da, schau, da kommt in einer Stunde noch eine Maschine aus Amsterdam. Wollen wir wetten, dass sie erst in dieser Maschine ist?“, mutmaßte er.